

Das Narrative Interview

Rosenthal, Gabriele; Loch, Ulrike

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Rosenthal, G., & Loch, U. (2002). Das Narrative Interview. In D. Schaeffer, & G. Müller-Mundt (Hrsg.), *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung* (S. 221-232). Bern u.a.: Huber. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-57670>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Basic Digital Peer Publishing-Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den DiPP-Lizenzen finden Sie hier: <http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Terms of use:

This document is made available under a Basic Digital Peer Publishing Licence. For more information see: <http://www.dipp.nrw.de/lizenzen/dppl/service/dppl/>

Das Narrative Interview

Ulrike Loch & Gabriele Rosenthal

Einleitung. Das von Fritz Schütze in den 1970er Jahren vorgestellte Erhebungsinstrument des narrativen Interviews gehört mittlerweile in der Bundesrepublik im Bereich der qualitativen Sozialforschung und insbesondere in der Biographieforschung zu einem der bekanntesten Verfahren. Thematisch sind diesem Verfahren kaum Grenzen gesetzt; so sind im Bereich der Pflegewissenschaften Interviews zu Fragestellungen aus dem pflegerisch-therapeutischen Bereich ebenso wie aus dem Umfeld der Gesundheitspolitik bzw. des Gesundheitsmanagements vorstellbar.¹ Neben sozialwissenschaftlichen Interviews wird diese Form der Gesprächsführung darüber hinaus mittlerweile auch in Beratungs- und Therapiekontexten eingesetzt (vgl. Loch & Schulze 2002; Rosenthal im Druck).

Das narrative Interview zielt auf die Hervorlockung und Aufrechterhaltung von längeren Erzählungen zunächst ohne weitere Interventionen von seiten der Interviewer/innen ab. Konsequenterweise wird hier entsprechend dem Prinzip der Offenheit (vgl. Hoffmann-Riem 1980) auf eine hypothesengeleitete Datenerhebung verzichtet und sich zunächst an den Relevanzen der Gesprächspartner/innen und deren alltagsweltlichen Konstruktionen orientiert. Die narrative Gesprächsführung bietet den Interviewten einen größtmöglichen Raum zur Selbstgestaltung der Präsentation ihrer Erfahrungen und bei der Entwicklung ihrer Perspektive auf das angesprochene Thema bzw. auf ihre Biographie.² Des Weiteren intendiert das Hervorlocken von Erzählungen auf den möglichen Nachvollzug von Handlungsabläufen. Damit gewährleisten narrative Interviews eine profunde Basis zur Entwicklung von empirisch geerdeten handlungstheoretischen Konzeptionen.³

Eine Gesprächsführung, die der Offenlegung alltagsweltlicher Konstruktionen und subjektiver Relevanz- resp. Deutungssysteme sowie dem Nachvollzug von Handlungsabläufen dient, vermeidet also unabhängig von der jeweiligen Fragestellung eine vorzeitige Themensetzung

¹ Als ein Beispiel siehe den Artikel von Hanna Beneker im gleichen Band sowie Christina Geister im Druck.

² Hiervon abzugrenzen sind vorstrukturierte, halboffene Interviews mit einzelnen Erzählaufforderungen, die in manchen Kontexten auch als narrative Interviews bezeichnet werden. Harry Hermans (1991:183) problematisiert diese Entwicklung als Überstrapazierung des Begriffes narratives Interview.

³ Zu den Grundlagen der Grounded Theory, zu deutsch empirisch geerdet, siehe u.a. Glaser & Strauss (1967), Strauss (1994).

und Definition des Themenfeldes auf seiten der Sozialforscher/innen. Es wird vermieden, vorab zu definieren, was zu einem Thema gehört und was nicht und wie sich die Verknüpfung solcher Themen gestaltet. Die Prinzipien für die Evozierung und Aufrechterhaltung einer längeren Erzählung, wie z.B. die einer Lebensgeschichte, sind die gleichen, unabhängig davon, ob wir aus sozialwissenschaftlichem oder alltäglichem Interesse heraus etwas aus dem Leben unseres Gesprächspartners erfahren möchten oder ob wir den Erzähler im Umgang mit einer als schwierig erlebten Lebensgeschichte oder bei der biographischen Lösung einer gegenwärtigen Krisensituation unterstützen wollen. Wenn wir z.B. an Krankengeschichten interessiert sind und etwas über den langjährigen Verlauf einer chronischen Krankheit erfahren möchten, können wir ebensowenig wie bei einem Interesse an Berufsbiographien vorab ahnen, welche Lebensbereiche und -phasen für die Biograph/innen zu diesen Themenfeldern gehören und wann für sie die Geschichte des jeweiligen Lebensbereiches beginnt. Für eine offene Erzählsituation gilt deshalb grundsätzlich: Wollen wir ein alltagsweltliches Gespräch oder sozialwissenschaftliches Interview mit dem Ziel führen, eine längere Erzählung oder eine Lebenserzählung zu evozieren, müssen wir also, ganz unabhängig davon, welche Lebensbereiche uns unter welcher Perspektive interessieren, die Regie bei der Gestaltung der Erzählung den Interviewten überlassen. Folglich steht am Beginn jedes narrativen Interviews eine offene Erzählaufforderung, die die Erzählenden darin unterstützen soll, sich ihrem Erzähl- und Erinnerungsfluss⁴ zu überlassen.

Das narrative Interview bedient sich im wissenschaftlichen Prozess der *Alltagskompetenz* Erzählen, über die meisten Menschen verfügen. Narrationen sind – im Alltag wie im Forschungsinterview – eine Ressource der Selbstvergewisserung und des sich (wechselseitig) Verständlichmachens, d.h. sie unterstützen Selbst- und Fremdverstehensprozesse während des Kommunikationsverlaufes.⁵ Versteht man die Sprache eines jeden Menschen – anknüpfend an die Tradition der Chicago School (s.v.a. George H. Mead 1934/1968) – als symbolischen Ausdruck von Selbst- und Fremdstrukturierung, in dem sich jeweils individuelle und gesellschaftliche Wirklichkeit abbildet, so eröffnet die Narrationsanalyse den Forscher/innen die Möglichkeit des Verstehens des Allgemeinen in jedem einzelnen Interview (d.h. im Individuellen) und umgekehrt, des Verstehens des Individuellen im Allgemeinen (vgl. Fischer-Rosenthal 1999). Darüber hinaus ermöglicht die Analyse von Erzählungen sowohl das Ver-

⁴ Zum dialektischen Verhältnis von Erinnerung und Erzählung vgl. Rosenthal (1995: 70-98; sowie im gleichen Band)

⁵ Zur Bedeutung des Verlustes dieser Kompetenz siehe Riemann (1987).

stehen der übersituativen Eigentheorien als auch der manifest und latent wirksamen Handlungsorientierungen der Befragten.

Die Anfänge. Basierend auf den erzähltheoretischen Arbeiten insbesondere von William Labov und Joshua Waletzki (1973) sowie den interaktionistischen Ansätzen in der Tradition der Chicago School – hier seien v.a. L. Schatzmann und A. L. Strauss (1955) genannt – hat Fritz Schütze (1976) für den deutschen Sprachraum das Instrument des narrativen Interviews entwickelt und in die Sozialwissenschaften eingeführt. Wegweisend hierfür war seine Studie zur Gemeindemachtforschung am Beispiel der Zusammenlegung von Gemeinden in den 1970er Jahren in der alten Bundesrepublik. Für diese Studie wurden die für die Zusammenlegung verantwortlichen Politiker ausgewählter Kommunen interviewt. Der Beginn des narrativen Interviews liegt damit im Bereich narrativer Experteninterviews und sogenannter Interaktionsfeldstudien, bei denen die Interviewten an den selben Ereignissen mehr oder weniger beteiligt sind oder waren. Schütze (1976:163f) schreibt zu dieser Erhebung: „Es war mit den Gemeindepolitikern ausgehandelt, daß sie zunächst ungestört von Zwischenfragen über (...) die Zusammenlegung, insbesondere auch über ihre persönliche Verflechtung in die entsprechenden Ereignisse, erzählen sollten. Erst nachdem eine ausdrückliche Coda des Erzählabschlusses vom Informanten formuliert war, begangen wir mit den Interviewfragen.“ Die Interviews waren damit auf einen bestimmten Themenbereich und eine spezifische Phase im politischen Leben der Interviewten konzentriert. Sie hatten in der Regel eine Dauer von 1 1/2 - 3 Stunden.

Mittlerweile hat sich – ebenso initiiert durch Fritz Schütze – das narrative Interview insbesondere in der Biographieforschung etabliert. Hier wird meist zur Erzählung der gesamten Lebensgeschichte aufgefordert. Die Gespräche dauern in der Regel mehrere Stunden; wenn möglich führen sie die Autorinnen in 2 oder 3 Terminen.

Erzählzwänge. Schütze hat in seiner Studie über die Gemeindezusammenlegungen sehr anschaulich heraus gearbeitet, wie face-to-face-Interaktionen verbunden mit offenen Erzählauforderungen zu langen, aus der Situation entstandenen und an die Interaktion gebundenen Narrationen führen (können). Er spricht von *Stegreiferzählungen*. Diese sind u.a. abhängig von der Interaktionsbeziehung zwischen den Gesprächspartner/innen und damit auch von den Gesprächsführungskompetenzen der Interviewer/innen. Eine vertrauensvolle und offene Gesprächsatmosphäre ermöglicht den Interviewpartner/innen auch von Ereignissen und Handlungen zu erzählen, deren Thematisierung in konventionellen Gesprächen eher vermieden

wird (Schütze 1976:224f). Dies können Erfahrungen in Krisensituationen sein, aber auch Erlebnisse, die schuld- und/oder schambesetzt sind. Das Thematisieren dieser Erfahrungen kann für die Gesprächspartner/innen (sehr) erleichternd sein, für die Forschung enthalten diese Erzählungen wichtige Details zum Verstehen des Erzählkontextes. Schütze nennt die Mechanismen, die zu diesen Erzählungen führen, *Erzählzwänge* (ebenda). Es gilt folgende zu unterscheiden: Gestaltschließungs-, Kondensierungs- und Detaillierungszwang.

Mit *Gestaltschließungszwang* ist gemeint, daß eine erlebte Geschichte als Episode oder als historisches Ereignis mit allen Teilereignissen so detailliert erzählt werden muß, daß sie für eine fremde Person (hier die Interviewer/in) verständlich wird. Die Erzählenden sind also aufgefordert, den Gesamtzusammenhang darzustellen, d.h. eine begonnene Geschichte auch zu Ende zu erzählen. In diesem Kontext kann es geschehen, daß die Sprechenden zum Verständnis notwendige Hintergrundinfos hinzufügen oder eine Geschichte erzählen, deren Thematisierung sie im Vorfeld nicht geplant haben. Gleichzeitig muß in jeder Gesprächssituation in Rechnung gestellt werden, dass Erzähl- und Erlebenszeit nicht identisch sind. Aus der begrenzten Zeit für eine Erzählung resultiert die Erwartung, – bei allen notwendigen Detaillierungen – eine Einzählung auch zu raffen und nur das zu erzählen, was an Ereignisknotenpunkten wirklich relevant ist. Dieser sogenannte *Kondensierungszwang* gibt uns Aufschluss darüber, was der Erzähler oder die Erzählerin für das zu erzählende Geschehen als wichtig betrachtet und was nicht. Mit anderen Worten, aus den von den Interviewten vorgenommenen Kondensierungen können wir auf ihr Relevanzsystem schließen. Unter *Detaillierungszwang* versteht Schütze (1976:224) die Notwendigkeit, Erzählungen zum besseren Verständnis des Zuhörers neben den Ereignissen auch mit deren wesentlichen kausalen bzw. motivationalen Übergängen zwischen den Ereignisknotenpunkten auszuschnüffeln (ebenda 225). Von Peter Alheit (1994:4) wird dieser „Zwang“ wie folgt beschrieben: "Um in die »Welt« des Erzählers versetzt zu werden, braucht der Zuhörer jedoch mehr als das dürftige Gerippe des damaligen Geschehens. Er muß die Szene kennen, die Zeiträume, die durchlaufen wurden. Er muß sich Mitakteure und Kontrahenten vorstellen können. Er muß sich ein »Bild« machen von der Situation, auf die sich der Erzähler bezieht. Dazu sind Einzelheiten notwendig".

Durch das Prinzip der Offenheit wirken diese Erzählzwänge in narrativen Interviews sehr viel stärker als in vorstrukturierten, und damit von den Interviewer/innen stärker kontrollierten Interviews.

Weshalb werden Erzählungen evoziert? Kallmeyer und Schütze (1977) haben bei der Analyse narrativer Interviews im wesentlichen drei Darstellungsformen herausgearbeitet: nämlich

das Erzählen, das Beschreiben und das Argumentieren. Das Hauptanliegen einer narrativen Interview- bzw. Gesprächsführung ist jedoch der Versuch, die Gesprächspartner/innen zum Erzählen zu motivieren und im Erzählprozess zu unterstützen, da Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen näher am Handlungsgeschehen und damit näher am Erleben in der Vergangenheit sind als Beschreibungen oder Argumentationen⁶. Dies bedeutet allerdings keineswegs, dass Argumentationen oder Beschreibungen nicht von Interesse sind. Hierfür bedarf es jedoch keiner gezielten Fragetechnik resp. der Unterstützung der Gesprächspartner, da diese – entsprechend den dominanten Erwartungen in Alltags- und vor allem in professionellen Kommunikationen – auch die anderen Textsorten für die Darstellung bestimmter Themenbereiche oder -phasen wählen. Dies ist u.a. auch dadurch bedingt, dass wir im Alltag v.a. Fragetechniken gebrauchen, die Argumentationen und Beschreibungen evozieren.

Erzählungen von Selbsterlebtem enthalten Gefühle, Kognitionen oder Selbsterklärungen bzw. Selbsttheorien eingebettet in den Handlungsablauf, während sich Beschreibungen von Handlungsabläufen auf die statische Präsentation von Wiederholungen, z.B. routinierten Handlungen konzentrieren. In Argumentationen wirken die gemachten Erfahrungen in viel stärker kontrollierter und bewertender Form hinein, die Orientierung bildet die Gegenwartsperspektive des Erzählenden sowie der aktuelle Gesprächsrahmen. Ferner enthalten Argumentationen einen hohen Anteil von (scheinbar) Allgemeingültigem, sie referieren auf die Sozialität der Sprechenden. Die Erzählung einer Geschichte ermöglicht dagegen die Annäherung an eine Wiedergabe des damaligen Handlungsablaufs oder der damaligen Ereignisgestalt im Kontrast mit der heutigen kognitiven, aber auch emotionalen und leiblichen Sicht auf diesen Vorgang. Damit wird für die sozialwissenschaftliche Analyse eine Datenbasis gewonnen, die es erlaubt, situierte Handlungsabläufe, die daraufhin führende Handlungsgeschichte und ex-post Bewertungen zu rekonstruieren. Wenn wir uns nicht damit zufriedengeben wollen, nur etwas über die übersituativen Alltagstheorien der Gesellschaftsmitglieder zu erfahren, die von den jeweiligen Erlebnissen und Erinnerungen abgehoben sind, und wenn wir nicht den sozialwissenschaftlich verbreiteten Dualismus von Denken und Handeln vertiefen wollen, dann müssen wir *Erinnerungsprozesse* und deren sprachliche Übersetzung in *Erzählungen* hervorrufen. Denn nur Erzählungen ermöglichen uns die Rekonstruktion dessen, was Menschen im Laufe ihres Lebens erlebt haben, und wie dieses Erleben ihre heutigen Deutungsmuster bestimmt.

⁶ Zur ausführlichen Darstellung der semantischen Kategorien Erzählung, Beschreibung und Argumentation und ihrer Unterkategorien siehe Kallmeyer & Schütze (1977), vgl. auch Rosenthal (1995:240f).

Evozieren wir im Interview dagegen nur Argumentationen über die gegenwärtige Bedeutung von Erfahrungen oder auch nur Teile wie einzelne Erinnerungsbilder, können wir kaum die Erfahrungen der Erzählenden und die Genese ihrer Deutungsmuster rekonstruieren. Mit Meinungs- und Begründungsfragen (“Weshalb haben Sie ...?”; “Warum entschieden Sie sich damals zu?”; “Wieso sind Sie nicht?”) fördern wir keine Annäherung an eine ganzheitliche Reproduktion. Wir laden damit vielmehr zu Argumentationen ein, die eher aus dem Hier und Jetzt und aus der Orientierung am Gesprächspartner resultieren und die, wie es Fritz Schütze diskutiert, sich eher auf einer sekundären Legitimationsebene bewegen, als dass sie handlungsleitende Motive repräsentieren. „Zwar kann das Theoriepotential des Informanten von Forschungsinteresse sein; da es aber zumindest teilweise aus sekundären Legitimationen (vgl. Berger & Luckmann 1966) besteht, die Sachverhalte unter einem der ursprünglichen Handlungsorientierung fremden, erst nachträglichem Interesse plausibilisieren sollen (...), ist es unter der Fragestellung der Rekonstruktion der (in einem bestimmten Zeitraum) aktuellen Handlungswirklichkeit des Informanten nur von untergeordnetem Interesse“ (Schütze 1977: 30f).

Bei der Verwendung von Interviewleitfäden hingegen, die häufig einen hohen Anteil von Begründungsfragen enthalten, treten durch den Gesprächsverlauf die in Erzählungen enthaltenen handlungsstrukturierenden Orientierungen der Sprechenden zugunsten von alltagstheoretischen Legitimationen in den Hintergrund. D.h. mit Begründungsfragen werden v.a. Argumentationen (Eigentheorien) evoziert. Beim Vergleich zwischen den Erzählsequenzen in einem Interview und „den Eigentheorien der Interviewpartner, mit denen der Erzähler sich selbst den Fortgang der Geschichte erklärt, zeigt sich meist, daß die Menschen sehr viel mehr von ihrem Leben ´wissen´ und darstellen können, als sie in ihren Theorien über sich und ihr Leben aufgenommen haben. Dieses Wissen ist den Informanten auf der Ebene der erzählerischen Darstellung verfügbar, nicht aber auf der Ebene von Theorien“ (Hermanns 1991:185).

Wie lassen sich Erzählungen evozieren? Die kurze und scheinbar simple Antwort lautet: durch das Stellen von narrativen Fragen. Bei einem narrativen Interview – im Unterschied zu einer narrativen Gesprächsführung im Beratungskontext – geht man dabei nach unterschiedlichen Phasen vor: Am Anfang steht eine Erzählaufforderung (a), der die sogenannte Haupterzählung (b) der Interviewpartnerin folgt. Daran schließt sich der interne und externe Nachfrageteil (c & d) sowie der Interviewabschluß (e) an. Betrachten wir diese einzelnen Phasen genauer:

a) Erzählaufforderung. Erzählaufforderungen können gänzlich offen sein, sie können aber auch das Thema der Untersuchung und Zeitvorgaben enthalten, die den Erzählenden einen Rahmen oder eine Einschränkung anbieten. Die offenste Narrationsaufforderung enthält keine thematische Einschränkung, sie kann wie folgt lauten:

“Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen, all die Erlebnisse, die Ihnen einfallen. (Regieanweisung:) Sie können sich dazu so viel Zeit nehmen, wie Sie möchten. Ich werde Sie auch erst mal nicht unterbrechen, mir nur einige Notizen zu Fragen machen, auf die ich später dann noch eingehen werde. Sollten wir heute nicht genügend Zeit haben, dann können wir gerne ein zweites Gespräch führen”.

Diese Formulierung läßt den Interviewten die größte Gestaltungsfreiheit, da sie sich in der Darstellung ihrer Biographie nicht an der Forschungsfrage der Interviewer/innen orientieren, sofern sie ihnen nicht aus Vorgesprächen mit den Forscher/innen bekannt ist. In diesem Fall könnten sich die Interviewer/innen als Forscher/innen vorgestellt haben, die generell an Lebensgeschichten interessiert sind. Gegen dieses Vorgehen kann der Einwand erhoben werden, es bestünde doch so die Gefahr, daß die Forscher/innen damit nicht genügend über die für ihre Forschung relevanten Themen erführen. Dem kann zunächst auf der Ebene der Gesprächsführung entgegnet werden, dass entsprechend unserer Erfahrungen bisher ausgelassene biographisch relevante Themen zumeist im internen Nachfrageteil noch angesprochen werden bzw. dass wir im letzten Teil des Interviews, im sogenannten externen Nachfrageteil, immer noch die für uns forschungsrelevanten Themen ansprechen können. Bei der Analyse haben wir dann die Chance, der Frage nach der Bedeutung und Funktion der Dethematisierung oder Auslassung biographisch relevanter Themenbereiche oder Lebensphasen in der selbststrukturierten Haupterzählung bzw. in der biographischen Selbstpräsentation nachzugehen. So sind gerade Lebenserzählungen, in denen biographisch Relevantes – wie z.B. eine chronische Krankheit – in der Eingangserzählung nicht thematisiert wird, von theoretischem Interesse. Das Nichtthematisieren kann beispielsweise ausdrücken, dass relevante lebensgeschichtliche Erfahrungen – wie eine chronische Erkrankung – nicht in die Biographie integriert werden können.

Leicht vorstrukturierend wirken etwas geschlossenerere Eingangsfragen, die den Forschungskontext vorab nennen und die Lebenserzählung mit einem thematischen Schwerpunkt verknüpfen. Ulrike Loch arbeitet z.B. im Rahmen ihrer Dissertation über die Tradierung der nationalsozialistischen Familienvergangenheit in Lebensgeschichten von Menschen mit sexualisierten, innerfamilialen Gewalterfahrungen mit folgender Eingangsfrage:

„Ich interessiere mich für die Familien- und Lebensgeschichten von Menschen mit sexualisierten Gewalterfahrungen. Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Familien- und Lebensgeschichte zu erzählen, ... (Regieanweisung)“.

Oder in der von beiden Autorinnen gegenwärtig geführten Pilotstudie zu Biographien von Asylsuchenden in der Bundesrepublik, wird die Eingangsfrage wie folgt gestellt:

Ich interessiere mich für die Lebensgeschichte von Asylsuchenden, für Ihre persönlichen Lebenserfahrungen sowohl in Ihrem Herkunftsland als auch Ihre Erfahrungen in Deutschland. Ich möchte Sie also bitten, mir Ihre Lebensgeschichte zu erzählen, ... (Regieanweisung).“

Diese leicht strukturierte Eingangsfrage empfiehlt sich insbesondere dann, wenn wir in derartig sensiblen Forschungskontexten arbeiten, in denen wir aufgefordert sind, einerseits unser Forschungsinteresse offen zu legen, und andererseits aber auch betonen möchten, dass wir nicht nur an diesem Themenbereich (wie z.B. sexualisierte Gewalt) interessiert sind, sondern an der gesamten Lebensgeschichte. Wie generell bei Menschen mit stigmatisierten Bereichen ihrer Biographie gilt es insbesondere auch bei Menschen mit traumatischen Erfahrungen darauf zu achten, dass wir sie in ihrer Biographie oder sozialen Identität nicht auf ihre Traumatisierung reduzieren. In die Interviewpraxis umgesetzt heißt dies, daß wir uns gerade auch die sicheren Bereiche in ihrer Biographie ausführlich erzählen lassen (Rosenthal im Druck).

Die **geschlossenste Form** einer narrativen Eingangsfrage konzentriert sich auf die Themensstellung. So könnte z.B. bei der Forschungsfrage nach den Erfahrungen des Asylverfahrens in der Bundesrepublik gefragt werden: *„Ich bin an den Erfahrungen von Asylsuchenden in der Bundesrepublik interessiert. Vielleicht fangen Sie einmal an, über die Zeit vor Ihrer Flucht oder Ihrer Ausreise aus Ihrem Herkunftsland zu erzählen und erzählen dann bis heute.... (Regieanweisung)“* Mit dieser temporalen und thematischen Einschränkung sind erhebliche Probleme sowohl für die Gesprächsführung als auch für die Rekonstruktion der lebensgeschichtlichen Erfahrungen verbunden (Rosenthal 1995: 187ff; sowie in diesem Band). Erzählungen werden im Verlaufe eines Gespräches immer dichter, aus diesem Grund ist es erfahrungsgemäß sinnvoll, den in der Eingangsfrage benannten Zeitraum vor der für das Forschungsinteresse relevanten Lebensphase zu wählen. Liegt der vorgegebene zeitlichen Anfang – soweit voraussehbar – nicht in einer für die Erzählerin schwierigen Lebensphase, so erleichtert dies ihr Eingehen auf die Erzählaufforderung. Will man beispielsweise traumatisierte Menschen interviewen, sollte man sie keinesfalls – wie es oben indirekt formuliert wurde – auffordern, ihre Lebensgeschichte beginnend mit den ersten Erinnerungen an die traumatischen Erfahrungen zu erzählen. Für die Auswertung stellt sich des weiteren das Problem, dass wir die thema-

tisierten Lebensphasen und -bereiche nur schwer in den Gesamtzusammenhang der Biographie einbetten können.

Bei Forschungskontexten, die nicht auf die Geschichte einer Person abzielen, empfiehlt es sich hingegen, mit diesem geschlossenen Typus einer Eingangsfrage zu arbeiten. Nehmen wir z.B. eine Studie über eine bestimmte Institution, in der Angehörige dieser Institution befragt werden, so könnte eine derartige Narrationsaufforderung wie folgt lauten:

„Wir sind an Ihren persönlichen Erfahrungen in dieser Institution (in diesem Krankenhaus, in dieser Firma etc.) interessiert. Vielleicht fangen Sie einmal zu erzählen an, als Sie begannen hier zu arbeiten und erzählen uns Ihre Erfahrungen von damals bis heute... (Regieanweisung)“

b) Selbststrukturierte Haupterzählung. Die auf eine Erzählaufforderung folgende biographische Selbstpräsentation des Interviewten wird Haupt- oder Eingangserzählung genannt. Diese Erzählung wird von seiten der Interviewer/innen grundsätzlich nicht unterbrochen; d.h. es werden keine Detaillierungsfragen gestellt. All die bei den Interviewer/innen auftauchenden Fragen können später gestellt werden. Es werden während der Haupterzählung kurze Notizen angefertigt, welche als personenbezogener Leitfaden für das spätere interne Nachfragen dienen.

Den Erzähler/innen wird mit diesem Vorgehen Raum zur Gestaltung ihrer Geschichte bzw. ihrer biographischen Selbstpräsentation gegeben. Ihnen allein obliegt die Entscheidung, wann sie welches Detail einführen, was sie nicht erwähnen und welches Thema sie in welcher Textsorte präsentieren – also ob bzw. wann sie erzählen, beschreiben oder argumentieren.

Das Unterbleiben von Interventionen durch die Interviewerin führt in den Gesprächen meist zu folgendem Phänomen: Von Geschichte zu Geschichte werden die Erzählungen detaillierter, aus dem Gedächtnis des Erzählers tauchen mehr und mehr Einzelheiten und Erlebnisse auf. Spürt der Erzähler, dass wir ihm interessiert, aufmerksam und verständnisvoll zuhören, kann er sich zunehmend unkontrolliert seinem Erinnerungsstrom überlassen. Er beginnt damit einen Erinnerungsrahmen zu kreieren, der ihm immer mehr Bestände aus dem Gedächtnis vorstellig werden lässt.

Von erheblicher Bedeutung während der Haupterzählung – wie dann auch im Nachfrageteil – ist, dass die Interviewer/innen auf der vorsprachlichen Ebene den Interviewten ihr Interesse signalisieren und vor allem auch ihren Versuch, sie zu verstehen. Dies zeigen sie insbesondere durch Aufmerksamkeitsbekundungen wie ´mhm´, durch Blickkontakt und andere leibliche Ausdrucksformen. Bei Stockungen kann die zum Fortfahren motivierende Frage ´Und wie

ging es dann weiter?’ sehr unterstützend wirken, da hiermit signalisiert wird, dass wir bisher zugehört haben und dass wir am weiteren Geschehen interessiert sind. Eine andere Form der Unterstützung stellt das auf Carl Rogers (1951) und Thomas Gordon (1977) zurückgehende „aktive Zuhören“ dar, welches eine Hilfe beim Verbalisieren von Gefühlen und schwierigen Lebenserfahrungen bietet. Hierbei können die in der Erzählung kopräsenten Emotionen auf zwei unterschiedlichen Zeitebenen, der der Erlebensebene (z.B. „Das hat Sie als Kind sehr wütend gemacht“) oder des heutigen Erlebens („Sie sind immer noch wütend darüber“) gespiegelt werden.

Die Haupterzählung wird meist durch einen mehr oder minder expliziten Hinweis der Erzählenden abgeschlossen. Mögliche Hinweise für das Erzählende sind Sätze wie ‚Jetzt habe ich Ihnen alles erzählt‘ oder ‚So war mein Leben‘. Diese Erzählabschlüsse geben der Interviewerin oder dem Interviewer den Hinweis, in die nächste Interviewphase überzuwechseln. Zuvor bedanken wir uns für die Erzählung und erläutern dann, dass wir nun mit Fragen, die sich an unseren Notizen orientieren, fortfahren möchten.

c) Erzählinterne Nachfragen. Entlang der sequentiellen Gestalt oder der Komposition der Haupterzählung und dies bedeutet entlang der Reihenfolge der während der Haupterzählung notierten Stichpunkte, wird in dieser Phase des Interviews zu weiteren Erzählungen aufgefordert. Kriterien für die Auswahl der erzählgenerierenden Nachfragen sind während der Haupterzählung unverständlich gebliebene oder noch nicht ausreichend detaillierte Erzählpassagen sowie dort nur angedeutete Lebensphasen bzw. Themen. Mit diesem Vorgehen orientieren wir uns zunächst noch ganz an dem bereits Thematisierten und damit an den Relevanzen der Interviewten wie auch an ihrem Bedarf, über bestimmte Dinge nicht zu sprechen. Auch hier werden die Erzähl- oder auch Argumentations- oder Beschreibungspassagen nicht durch Zwischenfragen unterbrochen. Der Gestaltungsprozess wird den Interviewten überlassen. Allerdings versuchen wir hier nach den jeweiligen Schlusscoda der Interviewer/innen zu Themen bzw. Lebensphasen, die in der Haupterzählung argumentativ bzw. beschreibend präsentiert wurden, durch erzählgenerierendes Nachfragen Narrationen zu evozieren.

Insgesamt können nach Rosenthal (im Druck) sechs narrative Nachfragetypen unterschieden werden:

1. Ansteuern einer Lebensphase:
--

Können Sie mir über die Zeit (Ihre Kindheit, etc.) noch etwas mehr erzählen?

2. Eröffnung eines temporalen Rahmens bei scheinbar statischen Themen:

Sie erwähnten Ihre Mutter, können Sie einmal von ihren frühesten Erinnerungen erzählen und was sie mit ihrer Mutter im Laufe ihres Lebens erlebt haben?

3. Ansteuern einer benannten Situation:

Sie erwähnten vorhin die Situation x, können Sie mir diese noch einmal genauer erzählen?

4. Ansteuern einer Erzählung zu einem Argument:

Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der sich hilflos beim Anblick eines Sterbenden gefühlt haben?

5. Ansteuern von Tradiertem bzw. Fremderlebten:

„Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der Ihnen davon erzählt wurde (wie Ihr Vater gestorben ist)?“

6. Ansteuern von Phantasien oder von Zukunftsvorstellungen:

„Können Sie sich noch an eine Situation erinnern, in der Sie sich vorgestellt haben, (wie ihr Großvater im Krieg verwundet wurde oder: dass Sie aus dem Pflegedienst ausscheiden möchten)?“

d) Erzählexterne Nachfragen. Nach Abschluß des erzählinternen Frageteils besteht weiterhin die Möglichkeit, externe, sich an der eigenen Forschungsfrage und den sozialwissenschaftlichen Relevanzsystem orientierende Nachfragen zu stellen. Wichtig ist hier ebenfalls, daß diese prozesshaft, also erzählgenerierend formuliert werden. Die Erfahrung zeigt, daß sich bei einer offen gestalteten Interviewführung sehr viele der vorher erarbeiteten fachbezogenen Fragen erübrigen, da die relevanten Inhalte von den Interviewten selbst angesprochen werden.

Neben den erzählexternen Nachfragen bietet sich zum Gesprächsende auch die Möglichkeit, andere Befragungsinstrumente ergänzend einzusetzen. Die Autorinnen arbeiten u.a. mit der gemeinsamen Erstellung von Genogrammen und mit graphisch angefertigten Familienskulpturen (vgl. Rosenthal 1997:13ff.).

e) Interviewabschluß. Wesentlich für das Gesprächsende ist, daß es mit den Interviewten möglichst konsensuell beendet wird. Wurde bereits zu Anfang ein weiterer Gesprächstermin angeboten, so kann dies nun einige Zeit vor Beendigung des Gesprächs ausgehandelt werden. Bei jedem einzelnen Termin gilt es vor allem darauf zu achten, dass die Interviewten genügend Raum haben, sich aus den für sie belastenden Lebensphasen und -bereichen heraus zu erzählen und sich längere Zeit in den sicheren Bereichen ihres Lebens aufhalten zu können (Rosenthal im Druck). Jede Lebenserzählung streift – ob intendiert oder nicht – Lebenspha-

sen, die für die Erzählenden schwierig waren bzw. es aus der Gegenwartsperspektive sind, deren Thematisierung jedoch ebenso zur biographischen Selbstreflexion gehören wie die als positiv erlebten Ereignisse. Es obliegt der Interviewführung, diese Krisenphasen nicht zu vermeiden, aber auch ein Gespräch nicht in einer als Krise erlebten Phase zu beenden.

Ein möglicher Interviewabschluß bilden die nun folgenden Fragen: „*Gibt es noch irgendetwas, was Sie mir gerne erzählen möchten?*“ Des weiteren fragen wir noch: „*Wenn Sie auf Ihr bisheriges Leben zurückblicken, was würden Sie sagen war Ihr schwierigstes Erlebnis oder Ihre schwierigste Lebensphase?*“ Daran anschließend fragen wir abschließend noch nach den *schönsten Erlebnissen*, um auch hier wieder in eine unbelastete Zeit überzuführen. Die Beantwortung dieser Fragen führt nach unserer Erfahrung immer wieder zu Erzählungen von sehr wichtigen aber bisher nicht erwähnten Erlebnissen. Manchmal wird es Biograph/innen erst mit dem Wissen um das baldige Ende des Gesprächs möglich, noch Erzählungen über bisher ausgesparte (belastende) Situationen zu erzählen.

Die Autorinnen sind in Absprache mit den Gesprächspartner/innen dazu übergegangen, einige Tage nach den intensiven Interviewgesprächen erneut telefonisch Kontakt zu diesen aufzunehmen und nachzufragen, wie es ihnen nach dem Gespräch ergangen ist. Biographisch-narrative Interviews, in denen sich die Erzählenden auf ihren Erinnerungsfluss eingelassen haben, lösen auch nach den Gesprächen noch weitere Erinnerungen, Selbstreflexionen und auch Träume aus. Dies führt auch zu weiteren Prozessen der Selbstvergewisserung und der Integration des Erzählten in die Biographie. Im Telefongespräch haben die BiographInnen somit die Möglichkeit, falls sie es wünschen, ihre weiteren Gedanken und Erinnerungen zu formulieren. Häufig ist dies auch ein Moment, in der ein weiterer Interviewtermin vereinbart werden kann, sofern dies nicht schon vorher geschehen ist. Für die Forscher/innen sind diese Telefongespräche vor allem eine wichtige Rückmeldung für ihre Einschätzung der Gespräche und manchmal werden auch noch wesentliche Informationen nachgeliefert.

Diese Art der Interviewführung, d.h. überhaupt die Aufforderung zur Erzählung einer Lebensgeschichte bzw. -phase, ist, ob wir dies nun wollen oder nicht, eine erhebliche Intervention. Von daher bedarf es u.E. auch einer Ausbildung in der Gesprächsführung und der Reflexion über unterstützende bis hin zu heilsamen Interventionen und ebenso gewisser Techniken zur Vermeidung von Retraumatisierungen. Dies und die damit zusammenhängenden Erfahrungen in den Interviews führt insbesondere auch zum Abbau von Ängsten, Unsicherheiten, Projektionen und der Scheu, heikle aber angebotene Themenbereiche anzusprechen.

Literatur:

Alheit, Peter (1994): Das narrative Interview. Eine Einführung (Reprint), (Voksenpaedagogisk Teoriudvikling. Arbejdstekster, nr.11), Roskilde: Roskilde Universitetscenter.

Berger, P. L. & Luckmann, Th. (1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M.: Fischer.

Fischer-Rosenthal, W. (1999): Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts. In: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History. 2/1999. Opladen: Leske & Budrich, 143-168

Christina Geister (im Druck): "Biografische Fallrekonstruktion in der Altersforschung am Beispiel pflegender Töchter". In: Kelle Udo (Hg.): Perspektiven der empirischen Alterssoziologie". Opladen: Leske & Budrich.

Gordon, Th. (1977): Lehrer-Schüler-Konferenz. Hamburg: Hoffmann und Campe.

Glaser, B.G. & Strauss, L.A. (1967): The Discovery of Grounded Theory: Strategies of Qualitative Research. Chicago: Aldine.

Hermanns, H. (1991): Narratives Interview. In: Flick, U. / Kardorff, E. v. / Keupp, H. / Rosenstiel, L.v. / Wolff, St. (Hg.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. München: Psychologie Verlags Union, 182-185.

Hoffmann-Riem, Ch. (1980): Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. In: KZfSS, 32 (2), 339-371.

Kallmeyer, W. & Schütze, F. (1977): Zur Konstitution von Kommunikationsschemata der Sachverhaltsdarstellung. In: Wegner, D. (Hg.): Gesprächsanalysen. Hamburg: Buske, 159-274.

Labov, W. & Waletzky (1973): Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, J.: Literaturwissenschaft und Linguistik. Bd. 2, Frankfurt a. Main: Athenäum Fischer, 78-126.

Loch, U. & Schulze, H. (2002): Biografische Fallrekonstruktionen im handlungstheoretischen Kontext der Sozialen Arbeit. In: Thole, W. (Hg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführenden Handbuch. Opladen: Leske & Budrich, 559-576.

Mead, G. H. (1934/1968): Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Riemann, G (1987): Das Fremdwerden der eigenen Biographie. München: Fink.

Rogers, C. R. (1951): Client-centered Therapy. Boston.

Rosenthal, R. (1995): Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt a.M.: Campus.

Rosenthal, R. (im Druck): Biographisch-narrative Gesprächsführung: Zu den Bedingungen heilsamen Erzählens im Forschungs- und Beratungskontext. In: Psychotherapie und Sozialwissenschaften. Zeitschrift für qualitative Forschung. Göttingen: Vandenhoeck & Rubrecht.

Schatzmann, L. & Strauss, A.L. (1955): Social Class and Modes of Communication. In: The American Journal of Sociology, Vol. L, 4, 329-338

Schütze, F. (1976): Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen. In: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.): Kommunikative Sozialforschung. Alltagswissen und Alltagshandeln. Gemeindemachtforschung, Polizei, Politische Erwachsenenbildung. München: Fink, 159-260.

Schütze, F. (1977): Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien. Arbeitsberichte und Forschungsmaterialien Nr. 1 der Universität Bielefeld, Fakultät für Soziologie.

Strauss, A.L. (1994): Grundlagen qualitativer Forschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Fink